

HEYNE <

DAS BUCH

Lisa gilt als die kritische Journalistin im südafrikanischen Fernsehen. Als ihr vorgehalten wird, dass ihr geliebter Vater Bill einer der schlimmsten Menschenjäger im Apartheidsstaat gewesen sein soll, glaubt sie kein Wort. Auch nicht, als er beschuldigt wird, Angehörige seines Nachbarn und Freundes, des Zulus Amos Nyathi, ermordet zu haben. Doch dann wird Lisas Mutter gekidnappt, und ihr Vater behauptet, dass Amos' Bruder Vusa – ein zwielichtiger Sangoma – dahintersteckt. Mit der Pistole in der Faust bedroht Bill den Zulu. Im Handgemenge erleidet er einen Herzinfarkt, ein Schuss fällt ... und löst eine Katastrophe aus, die auch Lisa an den Rand des Abgrunds bringt.

»Ein Mix aus Familiengeschichte, Liebesroman und gesellschaftspolitischem Thriller, der für durchgelesene Nächte sorgt.«

Neue Osnabrücker Zeitung

DIE AUTORIN

Stefanie Gercke wurde auf einer Insel des Bissagos-Archipels vor Guinea-Bissau/Westafrika als erste Weiße geboren und wanderte mit 20 Jahren nach Südafrika aus. Politische Gründe zwangen sie Ende der siebziger Jahre zur Ausreise, und erst unter der neuen Regierung Nelson Mandelas konnte sie zurückkehren. Sie liebt ihre regelmäßigen kleinen Fluchten in die südafrikanische Provinz Kwa-Zulu-Natal und lebt sonst mit ihrer großen Familie bei Hamburg.

LIEFERBARE TITEL

Schatten im Wasser – Feuerwind – Über den Fluss nach Afrika

Stefanie Gercke

SCHWARZES
HERZ

Roman

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Holmen Book Cream liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

2. Auflage

Vollständige Taschenbuchausgabe 10/2010

Copyright © 2009 by Stefanie Gercke

Copyright © 2009 by Wilhelm Heyne Verlag, München in der

Verlagsgruppe Random House GmbH

Printed in Germany 2010

Umschlagfoto: © Art Wolfe / GettyImages

Umschlaggestaltung: Eisele Grafik-Design, München

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-40636-0

www.heyne.de

Israel Mabaso war glücklich. Er raste mit seinem Motorrad über die gewundene Küstenstraße am Fuß des Tafelbergmassivs. Der Himmel leuchtete wie aus blauem Kristall, das Meer schimmerte, und Kapstadts Silhouette flimmerte im Licht der aufgehenden Sonne. Israel hatte die Straße für sich allein und gab Vollgas. Neunzig ungezügelte Pferdestärken röhren auf, die Tachonadel schnellte auf 150 Stundenkilometer. Übersäumend vor Lebensfreude, schrie er sein Glück in den starken Südoststurm, der über Nacht aufgekommen war – jener Sturm, den die Kapstädter den Kap-Doktor nannten.

Tief über den Lenker geduckt, nahm Israel eine scharfe S-Kurve, verlagerte dabei mit Schwung sein Gewicht nach rechts, wobei sich die schwere Maschine gefährlich schräg legte, so dass zwischen seinen jeansbehosten Beinen und der Straßenoberfläche nur wenige Zentimeter Luft blieben. Israel besaß das Motorrad erst seit zwei Tagen und hatte zuvor auch noch nie auf einem gesessen. Als ihm der Kap-Doktor jetzt jählings eine tückische Orkanbö in die Seite schleuderte, verlor er die Kontrolle. Der Metallkoloss bockte unter seinen Händen, kam ins Schlingern, kippte um und begrub dabei sein rechtes Bein unter sich. Unrettbar festgeklemmt, schlitterte Israel über den Asphalt. Metall kreischte, Funken sprühten, der Motor heulte, und Sekunden später krachte die Maschine in die Felswand, die die Straße begrenzte.

Der linke Handgriff des Lenkers bohrte sich durch die viel zu dünne Lederjacke tief in Israels Brust, brach ihm etliche Rippen und drückte sie nach innen, wo sie mehrere große Blutgefäße

zerrissen. Der Motorengeräusch stoppte abrupt, nur das Ticken der überhitzten Maschine war noch zu hören. Israel lag als blutiges Bündel eingeklemmt zwischen der Felswand und dem zerfetzten Metall und gab keinen Laut mehr von sich.

Aber Israel Mabaso starb nicht. Jedenfalls nicht gleich, nicht hier auf der Straße. Er schaffte es, lange genug am Leben zu bleiben, um auf seinem Weg in die Hölle eine Lawine von Ereignissen loszutreten, die ihre Opfer so gierig verschlang wie ein Löwe seine Beute.

Nachdem er Israel zur Strecke gebracht hatte, fegte der Kap-Doktor durch die Vororte der Stadt, wo er Lisa Darling erfasste, die eben aus der Haustür trat, bereit, auch mit ihr seinen Schabernack zu treiben. Sie allerdings verlor nicht die Balance, sondern lachte und breitete ihre Arme aus, nutzte den Schwung und wirbelte in einer Pirouette über den schmalen Gehweg. Sekundenlang hatte sie das berauschende Gefühl, fliegen zu können, dass der Sturm sie mit sich tragen würde, hinauf in die funkelnde Freiheit des Himmels. Für Lisa Darling gehörte der Kap-Doktor zu Kapstadt wie der Nebel zu London.

Begonnen hatte alles etwa zwei Wochen zuvor in den Brüllenden Vierzigern, den sturmgepeitschten subantarktischen Breiten, wo die eisigen Wasser des Südatlantiks auf die wärmeren des Indischen Ozeans prallten. Dort war das Zuhause des Kap-Doktors. Meist vergnügte er sich damit, um die Felsspitzen der kargen Inseln zu fegen, die wie Fliegenkot die Landkarte sprenkelten, die Wellenkämme zu weißem Schaum zu schlagen und das Gefieder der Pinguine zu zerzausen.

In den im Hochsommer vorherrschenden Wetterverhältnissen seiner Heimat jedoch gelang es ihm in regelmäßigen Abständen, sich zu einem Sturm aufzublähen. Gierig verschlang er dann die Energie, die sich aus dem Temperaturunterschied zwischen den

zwei Ozeanen ergab, wuchs, wurde stärker und immer ungestümer, bis ihn der Übermut packte und er sich auf den Weg nach Norden zum Südzipfel Afrikas machte, um dort als Kap-Doktor sein Unwesen zu treiben. In der »Mother-City« Südafrikas angekommen, heulte er durch die Häuserschluchten, fuhr bis in die kleinsten Ecken und trug den Schmutz fort ins Meer, bis die Luft wieder kristallklar war.

Heutzutage war es der stinkende Smog, den er wegblies, früher beseitigte er den Pesthauch, der aus den mit Fäkalien verseuchten Straßen aufstieg und Krankheit und Tod verbreitete, und das brachte ihm seinen Namen ein.

Im Januar 2009 waren die Verhältnisse über der Île de la Possession, die ungefähr dreitausendfünfhundert Kilometer südsüdöstlich des Kaps der Guten Hoffnung im frostigen Süden des Indischen Ozeans wie ein Trutzturm aus den Wellen ragte, ideal. Noch allerdings war der Kap-Doktor nur ein harmloser Wind, noch ging seine Stimme in dem brüllenden Chaos unter, das im Elefanten-Teich herrschte, wie Wissenschaftler die seichte Meerwasserlagune nannten, die sich im Laufe der Jahrtausende zwischen den schroffen Klippen an der nördlichen Küste der Insel gebildet hatte.

Hunderttausende von Pinguinen schnatterten aufgeregt durcheinander, Möwen flatterten in kreischenden weißen Wolken über der Insel, See-Elefantenbullen trieben röhrend ihren Harem zusammen. Die Paarungszeit lag hinter ihnen, und sie waren ausgehungert und übellaunig. Der Alpha-Bulle – der Sultan, dessen Harem fünfundzwanzig Kühe und fast die doppelte Anzahl glänzend schwarzer Jungtiere umfasste – maß über sechs Meter. Vor der Paarungszeit hatte er noch dreieinhalb Tonnen gewogen. Jetzt waren seine sonst so prachtvoll glänzenden Speckfalten verschwunden. Die Flanken waren eingefallen und das Fell mit einer rostig braunen Kruste seiner Exkreme überzogen. Während er bei seinen Kühen emsig für Nachwuchs sorgte, hatte er es nicht ge-

wagt, sie auch nur für einen einzigen Tauchgang im Meer den jüngeren Bullen, die ihm ständig brüllend den Anspruch auf den Thron streitig machten, preiszugeben. Seit Beginn der Saison hatte er deshalb nichts mehr gefressen und auch keine Gelegenheit gehabt, sein Fell im Wasser zu säubern.

Jetzt endlich, nach getaner Arbeit, robbte er müde ins eisige Meer, tauchte ab in die klaren Tiefen und machte sich hungrig auf die Suche nach Fischeschwärmen und Tintenfischen.

Über den Wellen aber brodelte die Wetterküche. Der Wind schwoll zu einem ausgewachsenen Sturm an und drehte nach Nordwest, wobei sein Hunger immer größer wurde, seine Gewalt sich mit jeder Meile steigerte, bis er seine zerstörerische Stärke erreicht hatte. Der Kap-Doktor war geboren.

Der erschöpfte Sultan, der gerade ein paar saftige Tintenfische verschlungen hatte und sich treiben ließ, spürte davon nichts, auch nicht, dass sich die Strömung stetig verstärkte und er mit unwiderstehlicher Kraft zu den südlichen Küsten des dunklen Kontinents mitgerissen wurde.

Seine verhängnisvolle Reise ins ferne Kapstadt hatte begonnen.

Zwei Wochen später näherte sich der Kap-Doktor der Küste. Im Sturmschritt überquerte er den Agulhasstrom und saugte sich über den warmen Gewässern der False Bay mit Feuchtigkeit voll. Über der Millionenstadt am Kap herrschte an diesem Februartag das gefürchtete Inversionsklima. Die Rauchschwaden der Holzfeuer, die von den Slums von Khayelitsha herüberdrifteten, die Abgasfahne der nahe gelegenen Raffinerie und die bläulichen Wolken von Auspuffgasen der Autoschlange, die sich durch die Innenstadt wälzte, vereinigten sich zu einem übelriechenden Smog, der unter der mörderischen Hitzeglocke in den Häuserschluchten gefangen lag.

Energiegeladen marschierte der Kap-Doktor an der Ostflanke des Tafelbergs hoch und spuckte die weiße Wolke aus, die sich als das berühmte Tisch Tuch über das Plateau legte. Derart erleich-

tert, pumpte er sich zu einem ernsthaften Sturm auf, fegte um den Devil's Peak herum, wühlte das Meer auf, schlug die Wellenkronen zu weißer, schaumiger Gischt und trieb sie wie Schneeschleier über die schwarze Wasseroberfläche, ehe er sich über die Hang-Klippen hinab auf Kapstadt stürzte und mit urgewaltiger Kraft durch die Straßenschluchten brandete, wo er im Nu den klebrigen braunen Schleier, der die Stadt zu ersticken drohte, zerriss. In seiner Raserei warf er Bäume um, verwüstete Gärten, kippte Busse auf die Seite, deckte Dächer ab – und schleuderte Israel Mabaso mit seinem Motorrad in die Felswand.

Während der Sturm wie ein betrunkenen Schläger durch die Straßen randalierte, zurrten und nagelten die Einwohner eilig alles fest, was davonzufiegen drohte. Diejenigen, deren Häuser am Strand standen, sicherten obendrein ihre Terrassen mit Sandsäcken. Wie immer ertrugen die Kapstädter das Ganze mit gelassener Heiterkeit. Sie wussten, dass der Kap-Doktor die Stadt blitzsauber fegen würde, ehe er seiner Spielchen müde wurde und irgendwann gelangweilt über den südlichen Horizont in die endlosen Weiten des Ozeans verschwand.

In seinem Sog erreichte auch der Sultan die südliche Spitze des Kaps. Bald kitzelte ein Geruch seine Nüstern, den er erst wenige Male zuvor gerochen hatte, trotzdem wusste er instinktiv, dass hinter dem Horizont eine immense Landmasse lag. Trockene Erde, von der Sommersonne aufgeheizt. Er sog die Luft tief in sein groteskes Riechorgan, spürte, dass es Zeit für ihn war, an Land zu gehen. Die Dreckkruste auf seinem Fell war im Wasser aufgeweicht, und schon lösten sich ganze Haarbüschel. Seit Tagen juckte ihn seine vernarbte Haut unerträglich. Die Mauser hatte begonnen, und für die nächsten Wochen brauchte er einen ruhigen Platz. Mit kräftigen Schwanzschlägen steuerte der Sultan auf die Küste zu.

Israel Mabaso ahnte natürlich nichts davon. Allerdings wäre er beruhigt gewesen, hätte er gewusst, dass der Kap-Doktor, der für

sein Sterben verantwortlich war, jetzt eine Kettenreaktion ausgelöst hatte, die dafür sorgen würde, dass sein letzter Wunsch, nicht allein zur Hölle zu fahren, erfüllt werden würde.

Auch Lisa Darling erhielt keine Warnung, nicht den kleinsten Hinweis, dass der bizarre Vorgang, durch den ihr Leben für immer aus den Fugen geraten würde, soeben begonnen hatte.

Im Krankenhaus in der Innenstadt wachte Israel Mabaso von seinem eigenen Gestank auf und wurde sich mit brutaler Klarheit bewusst, dass sein Ende nahe war. Würde es nicht so höllisch wehtun, wann immer die Wirkung der Betäubungsmittel nachließ, hätte er vielleicht darüber gelacht, dass er – nach dem Leben, das er geführt hatte – ausgerechnet in einem Krankenhausbett starb. Durch Verletzungen, die er bei einem banalen Motorradunfall erlitten hatte.

Wie lächerlich und stillos das doch war. Keine Kugel aus dem Hinterhalt, kein Messerstich hatte ihn getroffen, nicht einmal die Sexseuche hatte er sich eingefangen. Er hatte immer angenommen, dass er mit einem Trommelwirbel und einer Verbeugung abtreten würde, ein spöttisches »so long« auf den Lippen. Aber jetzt verfäulte er bei lebendigem Leib und verwandelte sich in ein stinkendes Stück Aas. Was genau ihm den Brustkorb zerfetzt hatte, hatte ihm niemand erklärt, auch nicht, warum das Loch immer größer wurde. Im Grunde kümmerte es ihn nicht mehr. Meist trieb er auf den warmen Wellen eines Morphinrauschs dahin, was ihm gelegentlich ein amüsiertes Kichern entlockte. Früher hatte er für einen solch herrlichen Rausch viel zahlen müssen. Nun aber genügte ein Druck auf die Klingel, und Schwester Paulina erschien mit der magischen Spritze in der Hand. Er stöhnte leise. In der Mitte seines Körpers brannte ein Höllenfeuer, und das Atmen fiel ihm immer schwerer. Automatisch tastete er nach der Klingel, doch nach kurzem Zögern ließ er seine Hand zurückfallen.

Seit er in einem klaren Augenblick den Doktor, der versucht hatte, ihn wieder zusammenzuflicken, erkannt hatte, beherrschte ihn nur ein einziger Gedanke: Er wollte das, was er in seinem Gedächtnis bisher an der tiefsten Stelle vergraben hatte, nicht mit hinübernehmen. Er wollte es loswerden. Es drückte ihm die Luft ab. Im übertragenen Sinn, denn noch hing er am Beatmungsgerät und konnte nicht sprechen. Bis er diesen verdammten Schlauch los war, musste er sich gedulden. Abgesehen davon, hätte er – wenn er wirklich ehrlich gegen sich selbst war – gerne Gesellschaft auf seinem Weg zur Hölle. Die Vorstellung, dass die anderen ihr Dasein unbehelligt und in bequemem Wohlstand genossen, das mit seinem Dahinscheiden obendrein noch deutlich sorgloser werden würde, wurmte ihn. Er gönnte es ihnen nicht, so einfach war das. Wenn er daran dachte, wie sie ihn behandelt hatten, fing der Monitor, der seinen Herzschlag überwachte, hektisch an zu piepen. Im Grunde war er ihnen nicht mehr wert gewesen als eine Fußmatte, über die man täglich hinwegtrampelte.

Ganz praktisch, oft unentbehrlich, aber eben doch etwas, an dem man sich die Füße abtrat.

Die Kraft, seinen Vorfahren eine Ziege als Opfer darzubringen, damit sie ihm erlaubten, sich zu ihnen zu gesellen, und nicht dazu verdammten, ruhelos bis in alle Ewigkeit durch die Hügel seines Heimatlandes zu geistern, hatte er nicht mehr. Aber das, was er dem Doktor mitzuteilen hatte, war besser als eine gewöhnliche Ziege. Seine Ahnen würden ihn mit offenen Armen empfangen, dessen war er sich sicher. Ziemlich, zumindest.

Mühsam wandte er den Kopf zum Fenster. Der Himmel, vom Rahmen in ein säuberliches Viereck geschnitten, flimmerte im Sonnengefunkteln, eine Möwe wurde vom Sturm wie ein Papierfetzen durch sein Blickfeld gewirbelt, wurde immer kleiner, bis sie schließlich im schimmernden Blau verschwand. Israel spürte, dass seine Seele sich von seinem zerbrochenen Körper befreien wollte, spürte den Wind der Freiheit, der die Möwe davongetra-

gen hatte. Ein Schluchzen stieg ihm in die Kehle, aber es blieb im Beatmungsschlauch hängen. Bittere Tränen rannen ihm den Hals hinab ins Kissen, das schon vollkommen schweißdurchtränkt war. Seine Poren sonderten unglaubliche Mengen Flüssigkeit ab. Die Klimaanlage war wieder einmal ausgefallen, und die Februarhitze strömte ungehindert durch die weit geöffneten Fenster. Wie eine schwere Decke lastete sie auf den Kranken, die mit Israel in dem Sechsbettzimmer dem Tod entgegendämmerten.

Obwohl draußen blendende Helligkeit herrschte, kam es Israel so vor, als würde das Licht allmählich schwächer werden. Angestrengt starrte er in das gleißende Himmelsviereck, als ob er das Licht festhalten wollte, während seine Gedanken ziellos durch sein vergangenes Leben wanderten. Das Abbild der strengen Schwestern der Missionsstation, wo er seine ersten Schuljahre verbracht hatte, schwamm aus den trüben Tiefen seiner Erinnerung an die Oberfläche, gleichzeitig hörte er den dünnen Rohrstock durch die Luft zischen, mit dem die Nonnen mit großem Eifer danach trachteten, ihm seinen Glauben an die Macht der Ahnen auszutreiben. Oft hatten Striemen ein blutiges Gitter auf sein Hinterteil gezeichnet, oft hatte er für Tage nicht sitzen können. Auch auf seinen Handflächen bildeten sich im Laufe der Jahre dort, wo der Rohrstock sich tief ins Fleisch gebissen hatte, lange, wulstige Narben.

Plötzlich stieg ihm der Geruch von Kernseife in die Nase, jener an Gestank grenzende Geruch, der seine Jahre auf der Mission durchdrungen hatte. Die Brustwunde brannte, er knurrte vor Schmerz, das helle Viereck verdunkelte sich, und die Bilder lösten sich in Nebel auf.

Als er wieder klarer denken konnte, beschloss er, Schwester Paulina zu bitten, für ihn eine Kerze in der Kirche an der Ecke anzuzünden. Vielleicht war er jetzt doch zu weit von seinen Vorfahren entfernt, als dass sie ihn hören konnten. So genau wusste er das nicht. Die Missionsschwestern hatten ihm eingebläut, dass

ihr Gott überall sei und alles sehe. Die Vorstellung hatte ihn früher in seinen Albträumen verfolgt, später hatte er darüber gelacht. Aber vielleicht stimmte das ja tatsächlich. Schaden konnte die Kerze auf jeden Fall nicht.

Ermattet vom Denken, schloss Israel Mabaso die Augen und fiel in einen unruhigen Schlaf.

Als Lisa Darling an diesem flirrenden Hochsommertag aus der Tür ihres Apartmenthauses auf die Straße trat, war sie bester Stimmung. Die Hitze, die auf der Stadt lastete, machte ihr nichts aus. Ihr blaues Kleid – ein kniekurzes, ärmelloses Nichts aus hauchdünnem Flatterstoff – war bestens für das Kapstädter Sommerwetter geeignet. Im Sturm, der von den sonnenheißen Hängen des Tafelbergs herunterfuhr, wirbelte sie übermütig über den schmalen Bürgersteig. Der Tag versprach perfekt zu werden. Schon zeigte der Smog, der ihre Sicht trübte, fransige Löcher im Schwefelgelb. Der Himmel darüber glühte in sattem Kobaltblau, Bougainvilleen leuchteten vor weißen Häuserwänden, und Brigitte Tshayimpi würde heute nicht im Studio sein und sie schikanieren können.

Lisa sah sich um. Ihr Auto stand fünfzig Meter weiter auf der gegenüberliegenden Straßenseite. Die Tiefgarage des Apartmenthauses war bei einem Unwetter überflutet worden und sollte erst in einigen Tagen wieder zur Benutzung frei gegeben werden. Während sie auf eine Möglichkeit wartete, durch den Strom von Autos, der sich über die Beachroad wälzte, zu ihrem Fahrzeug zu gelangen, begaben sich ihre Gedanken auf Höhenflug.

Das Beste an diesem perfekten Tag war, dass sie sich beruflich dem Gipfel näherte. Schon schimmerte er durch die Wolken. Die Reportage, die sie in einigen Tagen in Khayelitsha drehen würde, hatte sie wie immer akribisch vorbereitet. Es war eine engagierte Dokumentation über junge schwarze Unternehmerinnen und deren schwierigen Weg zum Erfolg, über die Probleme, die sie in der

afrikanischen Männerwelt meistern mussten. Die Frauen hatten sie tief beeindruckt. Ihr Kampf für gleiche Chancen, um Achtung und Erfolg, unterschied sich durch nichts von dem gnadenlosen Überlebenskampf im Dschungel. Das war das Thema ihres Films.

Sie war angekommen, ganz ohne Zweifel. Endlich hatte sie den Sprung von der einfachen Reporterin, die in jeder wachen Minute den Polizeifunk abhörte, um ja keinen Unfall, kein brennendes Haus zu verpassen, zur Autorin von aufsehenerregenden Reportagen geschafft.

Nachdem sie vor wenigen Monaten einen prestigeträchtigen Preis gewonnen hatte, war Lisa Darling auf dem besten Weg, der Markenname für engagierte, bestens recherchierte politische Dokumentationen zu werden. Seitdem bewegte sich etwas in der obersten Etage des Senders. Gestern war ihr endlich der Sendeplatz unmittelbar nach den Abendnachrichten zugesichert worden. Zwar noch inoffiziell, wie ihre Kontaktfrau in diesem exklusiven Club ihr zuflüsterte, aber die offizielle Bekanntgabe würde wohl in den nächsten Tagen folgen. Für Brigitte Tshayimpi, die ihr von den neuen Herren des Senders vor ein paar Monaten als Studioleiterin direkt vor die Nase gesetzt worden war und die seither mit allen Mitteln versuchte, sie aus dem Studio zu mobben, bedeutete das einen Tritt in ihr bemerkenswertes Hinterteil.

Geschieht ihr recht, dachte Lisa. Bob Wilson, ihr bisheriger Boss, war mit Leib und Seele ein leidenschaftlicher Journalist gewesen. Im Zuge des Black Empowerment – der erklärten Politik der Regierung, sämtliche Schlüsselstellungen in allen Bereichen mit Schwarzen zu besetzen – hatte er seinen Posten an Brigitte Tshayimpi abgeben müssen. Sie war schwarz, eine Frau und hatte sich im Freiheitskampf als eine der profiliertesten Aktivistinnen hervorgetan – im heutigen Südafrika die beste Qualifikation für eine Position auf höchster Ebene. Häufig landeten auf diese Weise Leute an der Spitze großer Unternehmen, die von der Materie nicht die geringste Ahnung hatten.

Bob Wilson war mit seiner Familie desillusioniert nach Australien ausgewandert, wodurch Lisa ihren Mentor und einflussreichen Freund verlor, was sie schnell zu spüren bekam. Zum Beispiel hatte Miss Tshayimpi einen Dokortitel in Tourismus und wurde fuchsteufelswild, vergaß man, sie damit anzureden. Lisa hatte das mehrmals vergessen, worauf die Studioleiterin subtile Rache nahm.

Es hatte damit angefangen, dass sie aus ihrem Büro, das zwar nicht groß war, aber eine Traumaussicht auf Kapstadt und das Meer bot, in ein Kabuff auf der Rückseite des Gebäudes umziehen musste. Als einzige Tageslichtquelle diente hier ein verdrehtes, schmales Fenster zum Hinterhof. Vorübergehend, nur für ein paar Tage, während ihr Büro renoviert werde, hieß es, keine Veranlassung für sie, ihre persönlichen Sachen auszupacken und sich häuslich einzurichten. Aber aus Tagen wurden Wochen, und als dann immer wieder Unterlagen verschwanden, ihre Anfragen und Aufträge nicht oder nur verzögert ausgeführt wurden, hatte Lisa endlich kapiert, dass Brigitte Tshayimpi es auf sie abgesehen hatte.

Das würde sich nun aber in Kürze drastisch ändern. Triumph floss schon wie süßer Honig durch ihre Adern, aber noch war sie vorsichtig. Ihre Reportage *Verlorene Seelen* über die verschwundenen Opfer der Apartheid lag bereits wieder ein Jahr zurück, der zweite Teil war noch nicht ganz fertig, und nach dem kürzlichen Fiasko mit ihrer Dokumentation über Muthi-Morde, die die Tshayimpi als imageschädigend für Südafrika gekippt hatte, hatte sie dieses Erfolgserlebnis dringend nötig.

Tief in Gedanken, trat sie unvorsichtig ein paar Meter auf die Fahrbahn, als am unteren Ende der Straße gleichzeitig eine Ampel umsprang. Wie eine Herde durchgehender Büffel donnerten die Fahrzeuge auf sie zu. Ein Lieferwagen streifte sie fast, und während sie dem Fahrer wütend Beleidigungen nachrief, sprang

ihr Blick frustriert über ihre Umgebung. Dabei fiel ihr ein Wahlplakat mit dem Abbild des Präsidentschaftskandidaten des ANC, Tom Zulu, auf. Der Anblick ließ sie sofort an einen weiteren Bericht denken, an dem sie in letzter Zeit mit Hochdruck gearbeitet hatte, einen über die Wahlkampfmentalität der Parteien.

Sie war stolz darauf, dass es ihr gelungen war, kompromisslos herauszuarbeiten, mit welchen demagogischen Feinheiten die Parteifürsten ihre Anhänger aufhetzten, die sich infolgedessen seit Monaten mit den gegnerischen Sympathisanten immer wieder blutige Kämpfe lieferten. Es hatte mehrere Tote gegeben, und sie vertrat die Meinung, dass besonders der charismatische Tom Zulu, der mit seinen siebenundsechzig Jahren mit unglaublicher Vitalität und Kraft seine Zuhörer mitriss, gefährlich war für das Land. Brandgefährlich.

Der Machtkampf, der zwischen seinen Anhängern und denen des Präsidenten tobte, eskalierte täglich und war so bösartig geworden, dass es den ANC gespalten hatte. Abtrünnige hatten eine neue Partei gegründet.

Das Wort Bruderkrieg stand wie eine drohende Wolke hinter dem Horizont.

Lisa musterte das Plakat. Tom Zulu war ein Bulle von einem Mann, strahlte eine düstere, unwiderstehliche Stärke aus. Auf allen Versammlungen tanzte er auf der Bühne und stimmte irgendwann »Ushimi Wami« an, seine alte Kriegshymne aus den Zeiten seines Kampfes gegen den Apartheidstaat. »Ushimi Wami« – »bring mir meine Maschine«. Alle Welt, auch seine Genossen, interpretierte es so, dass er nach seinem Maschinengewehr rief. Dann schwang er im Rhythmus des Gesanges mit, beide Fäuste erhoben, ein Leuchten auf dem runden Gesicht, rührte seine Parolen und brachte die Menge zum Kochen.

Ein teuflischer Verführer der Massen. So beschrieb sie ihn.

Der Wahlkampf brodelte Woche für Woche stärker hoch und war mittlerweile schon derart überhitzt, dass jeden Augenblick

eine größere Explosion stattfinden konnte. Die Gewaltausbrüche hatten ihr eine derartige Angst eingejagt, dass sie zum ersten Mal für einen kurzen schwachen Augenblick erwogen hatte auszuwandern. Sowohl ein englischer als auch ein australischer Sender hatten ihr Angebote gemacht, die höchst verlockend waren. Sie hatte sich vorgestellt, wie ihr Leben wohl aussah, wenn nicht unausweichlich mit jeder Nacht auch die Angst kam, diese Urangst, die einen flackernden Rand von Panik trug und die jeder weiße Bürger dieses Landes mit der Muttermilch eingesogen hatte. Diese unkontrollierbare Angst, die schon längst die Schutzbarriere des Bewusstseins überwunden hatte und immer mehr ans Tageslicht drängte.

Sie hatte sich vorgestellt, wie es wäre, wenn nicht vor jedem Fenster schwere Gitter den Himmel in kleine Stückchen schneiden würden. Wie das Leben aussehen würde, in dem sich niemand hinter hohen Mauern und elektrischen Zäunen zu verschanzen brauchte. Es war ihr nicht wirklich gelungen. Wie alle Südafrikaner hatte sie sich zu sehr an die Beschränkungen, die die extreme Kriminalität des Landes notwendig machte, gewöhnt.

Aber letztlich war es ihr Stolz gewesen, der nicht zugelassen hatte, dass sie sich davonmache. Gelbbäuchige Feiglinge, so nannten die, die blieben, trotz jener, die das Land verließen, und feige war sie noch nie gewesen.

Ihre Analyse über diese erschreckende Gewaltbereitschaft war so gut wie fertiggestellt. Die würde sie sofort nachschieben, sobald die Reportage über die Unternehmerinnen von Khayelitsha im Abendprogramm gelaufen war. Im Schneiderraum würde sie allerdings noch einige Kanten abschleifen müssen, ehe sie das Ergebnis im Sender präsentierte, sonst würde die Tshayimpi gleich wieder ihre Krallen hineinschlagen und ihr Werk mit dem gleichen Vergnügen auseinanderreißen wie eine spielende Katze ein Wollknäuel. Diese Frau zu unterschätzen, konnte sie sich nicht erlauben.

Aber abgesehen davon war der Bericht ein Knaller, dessen war sie sich sicher. Ihre überschwängliche Laune kehrte zurück.

»Primetime«, sang sie und hüpfte ein paar Schritte wie ein übermütiges Kind, fühlte sich leicht wie eine Feder und ein wenig albern, so als hätte sie Champagner auf nüchternen Magen getrunken.

Selbst Brigitte Tshayimpi würde ihr bald nichts mehr anhaben können. In Zukunft würde die ihre Finger von ihr lassen und ihre giftige Zunge im Zaum halten müssen. Gute Einschaltquoten waren die beste Garantie dafür.

»Primetime«, trällerte sie noch einmal. »Primetime, primetime, primetime ...«

Als Sahnehäubchen auf diesen Traumtag hatte Brian, der Mann, den sie in zwei Monaten zu heiraten vorhatte, eben angerufen und sie zum Essen ins Jardine eingeladen. Es war das erste Mal, dass Brian sie in ein Restaurant dieser Preisklasse ausführte. Vor dem Essen hatten sie vor, mit Freunden dem Mondaufgang vom Lion's Head aus zuzusehen. Es versprach eine klare Vollmondnacht zu werden, und der Blick über die Zwölf Apostel bei Mondlicht war einfach unvergleichbar. Und unglaublich romantisch.

Und nach dem Essen dann Dessert in Brians neuem Apartment. Ihre Nervenenden prickelten, und eine wohlige Trägheit machte ihre Glieder schwer. Brian. Intelligent und zielstrebig. Tennisgestählte Muskeln, dunkelbraunes Haar, jungenhaftes Grinsen, warme, geschickte Hände. Etwas leichtsinnig vielleicht, aber aufregend.

Ihre Freundin Hillary, die ihn als »absolutes Heiratsmaterial« einstufte, hatte sie und Brian einmal zum Abendessen eingeladen. »Damit du Appetit aufs Familienleben bekommst.«

In ihrem sonnendurchfluteten Haus mit großem Garten, inmitten des kreativen Chaos, das drei kleine Kinder, zwei Hausangestellte, zwei Hunde und drei Katzen anrichten konnten,

führte sie mit ihrem Mann offenbar ein restlos glückliches Leben. Während des Abendessens hatte Lisa sich dabei erwischt, dass sie Hillary beneidete, was sie selbst am meisten überraschte, denn sie hatte sich nach der Scheidung von Scott für immer immun gegen die Sirenenklänge von Familienleben und Mutterschaft gehalten.

Unbewusst leckte sie sich über die Lippen. Den heutigen Tag würde sie sich nicht verderben lassen, auch nicht von dieser Hexe Tshayimpi. Schon gar nicht von dieser Hexe! Wieder ballte sich ein heißer Knoten aus Wut und Frustration in ihrem Magen, aber das Klingeln ihres Handys lenkte sie von diesem unerfreulichen Thema ab. Energisch schob sie jeden weiteren Gedanken an ihre Studioleiterin beiseite und nahm das Telefon aus der Umhängetasche. Die Nummer auf dem Display war die ihres Kameramannes. Sie nahm den Anruf an.

»Andy, was gibt's?«

Andy Willems war ein schmaler, sanfter Mann, dessen Vorfahren von den weißen Siedlern als Sklaven aus Malaysia nach Südafrika gebracht worden waren. In ihm mischten sich alle Bevölkerungsgruppen dieses Landes. Sogar ein Koi-San gehörte zu seinen Ahnen, wie seine hohen Wangenknochen bezeugten. Er war ein absoluter Künstler hinter der Kamera, aber sensibel und in sich gekehrt, ziemlich depressiv, wie so viele Kapfarbige. Brigitte Tshayimpi hatte auch ihn auf dem Kieker, und einer kampfgeübten ANC-Frau wie ihr war er nicht gewachsen. Seitdem sank er täglich tiefer in ein seelisches schwarzes Loch.

Lisa seufzte. Andy war eigentlich viel zu zartbesaitet für das Mediengeschäft. »Worum geht's?«

Andys leise Stimme träufelte aus dem Hörer. Wie immer holte er weit aus, um sich auf großen Umwegen dem zu nähern, was er eigentlich sagen wollte. Sie lauschte ungeduldig. Ihre Gedanken zerfaserten. Unkonzentriert schweifte ihr Blick über die Straße

hinüber zum Strand vom Mouille Point, verfolgte die Kapriolen einer Möwe, die einem Obdachlosen, der im Schatten einer windzerzausten Palme am Strandweg sein Zuhause aufgeschlagen hatte, das Brot zu stehlen versuchte. Auf einmal drang das, was Andy stockend berichtete, in ihr Bewusstsein. Er redete über Brigitte Tshayimpi. Sie erstarrte.

»Sie will was?«, schrie sie auf. »Diese verdammte ...!« In letzter Sekunde verschluckte sie ein saftiges Schimpfwort. »Das kommt gar nicht infrage! Ich brauche dich, das weißt du! Du bist *mein* Kameramann. Wir arbeiten doch schon seit Jahren zusammen! Mit wem sollst du denn ihrer Meinung nach drehen? Nein, sag's gar nicht erst. Ich will es nicht wissen. Du drehst für mich. Basta!«

Aber Andy redete einfach weiter. Langsam und zögernd stolperte er von Wort zu Wort, redete um den heißen Brei herum, ließ seine Sätze unfertig in der Luft hängen. Mit steinernem Schweigen hörte sie ihm zu, wusste aus Erfahrung, dass er, dadurch verunsichert, über kurz oder lang mit der Wahrheit herausplatzen würde. Sie behielt Recht.

»Ich soll mit Linda drehen«, quiekte er.

Lisas Laune kippte augenblicklich. »Linda! Vergiss es«, fauchte sie. »Sag der Tshayimpi das!«

Gequält stotterte Andy seinen Protest. In diesem Augenblick klopfte ein anderer Anrufer an, und sie unterbrach ihren Kameramann. »Ich muss Schluss machen. Die Tshayimpi soll einen anderen für den Dreh einteilen. Du machst meine Reportage, verstanden? Sag's ihr, und zwar gleich!«

Ein Jaulen drang aus dem Hörer. Lisa verdrehte gereizt die Augen himmelwärts. Oft genug hatte sie erlebt, dass Andy Willems in Gegenwart von Brigitte Tshayimpi in hilflose Schreckensstarre verfiel, nicht anders als das sprichwörtliche Kaninchen vor der Schlange. Ihr würde wohl doch nichts anderes übrigbleiben, als selbst mit der Studioleiterin zu reden, eine Aussicht, die ihr

augenblicklich den Tag zu verhageln drohte. Sie knirschte mit den Zähnen.

»Okay, okay, ich sag's ihr selbst ... Nein, du brauchst dich nicht darum zu kümmern. Bye.«

»Totsiens«, verabschiedete sich Andy erleichtert.

Missgelaunt legte Lisa auf. Ein Blick zeigte ihr, dass der andere Anrufer ihr Vater war. Nach kurzem Zögern drückte sie ihn weg. Im Moment war sie einfach zu aufgebracht, um mit ihm reden zu können. Er würde sofort merken, dass etwas nicht stimmte, und gnadenlos nachbohren, würde sie gekonnt mit Worten vor sich hertreiben, ihr jeden Ausweg verstellen, bis sie in der Falle saß und ihm alles erzählte, vor allen Dingen auch Sachen, über die sie mit ihm auf keinen Fall diskutieren wollte. Sie hatte gelernt, diese Fähigkeit von ihm als ein verstörendes Überbleibsel seines Berufes zu hassen.

Bis vor sieben Jahren war er bei der Polizei gewesen. Als Kind, auch später noch als Jugendliche, hatte sie sich kaum Gedanken gemacht, was er dort tat. Erst während ihres Studiums war ihr immer klarer geworden, dass er politisch noch in der Schwarzen Zeit verwurzelt war, wie sie die Zeit der Apartheid in ihren Reportagen immer nannte. Ihr Bild von ihrem Vater, der Lichtgestalt, dem festen Anker ihrer Kindheit, geriet immer mehr ins Wanken, je älter sie wurde.

Während ihres Jurastudiums, Anfang der neunziger Jahre, brach das Apartheidregime zusammen, und nachdem Nelson Mandela 1994 als Staatspräsident vereidigt wurde, gelangten täglich neue Verbrechen ans Tageslicht. In den Zeitungen und im Fernsehen war von unvorstellbaren Grausamkeiten die Rede, die die Polizei verübt habe. Ihr wurde übel davon, sie konnte nichts essen, lag nächtelang wach. Bald schob sich für sie über den Ausdruck »Polizei« die Bezeichnung »mein Vater«, ohne dass sie sich dagegen zu wehren vermochte. Als sie es nicht mehr ertragen konnte, hatte sie endlich den Mut gefunden, ihn zur Rede zu stellen.

Der Streit hatte auf Lalisa stattgefunden. Kühl berechnend hatte sie einen Tag gewählt, an dem ihre Mutter nicht im Haus war. Sie war entschlossen gewesen, am Ende des Tages zu wissen, welche Stellung dieser Mann, der ihr Vater war, im Polizeidienst wirklich bekleidet hatte, und vor allen Dingen, welcher Mensch er heute war. Dass es einen Streit geben würde, hielt sie für unausweichlich. Aber sie musste ihm die Wahrheit entlocken, um endlich inneren Frieden zu finden.

Zu dieser Zeit arbeitete sie bereits als Reporterin, und wie für ein wichtiges Interview bereitete sie sich sorgfältig vor, durchforstete alle Archive, deren sie habhaft werden konnte. Das Internet befand sich erst in den Kinderschuhen, und Suchmaschinen wie Google gab es noch nicht, weshalb sie hauptsächlich auf die Zeitungsarchive angewiesen war. Wenigstens bestanden die aus Mikrofilmen und nicht aus Stapeln von staubigem Papier.

Aber sie fand nichts außer einem verschwommenen Foto, das ihn in voller Uniform im Hintergrund irgendeiner Festivität zeigte. Der Eindruck, dass er nicht sehr wichtig gewesen sein konnte, verstärkte sich, was sie auf gewisse Weise beruhigte.

Wie vorausgesehen, entwickelte sich das Gespräch mit ihrem Vater innerhalb von Minuten zu einem Duell. So wie er es bei ihr sonst tat, jagte sie nun ihn mit Worten, versperrte ihm jeden Ausweg, stocherte in seinem Innersten herum, bis er explodierte. Nach dem kurzen, lauten Wortwechsel schwieg er plötzlich und starrte sie mit versteinertem Gesicht an. Sie hielt es für einen seiner Polizeitricks und schwieg ebenfalls. Ihre Blicke verkrallten sich ineinander. Schließlich gab er als Erster nach und brach das Schweigen. Er wirkte gefasst.

»Damals habe ich das System nicht hinterfragt«, begann er mit ruhiger Stimme, sein Blick offen und aufrichtig. »Ich diente dem Staat, war wie du Jurist, arbeitete in der Verwaltung bei der Polizei, nicht im aktiven Dienst.« Sein Ton setzte hier ein Ausrufe-

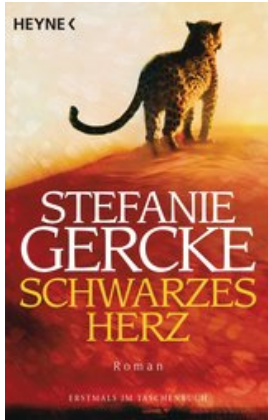
zeichen. »Die Entwicklung war schleichend, jeden Tag wurde mein Urteilsvermögen ein wenig mehr getrübt, und als sich die Apartheid in ihrer ganzen Hässlichkeit entfaltete, konnte ich das nicht mehr erkennen. So war es.«

Und da hatte er wieder vor ihr gestanden. Ihr Vater. An diesen Augenblick würde sie sich immer erinnern. Das kantige, vertrauenerweckende Gesicht, sein Lächeln, das gleichermaßen verwegen wie siegessicher wirkte, die blitzenden blauen Augen. Sein Geständnis riss die Barriere nieder, die sie um ihre Gefühle zu ihm errichtet hatte. Es übertraf alles, was sie erwartet hatte.

Unwillkürlich schossen ihr jetzt wie damals die Tränen in die Augen. Sie blinzelte sie weg. Den Rest dieses Tages hatten sie geredet, ihr Vater und sie. Über alles, auch darüber, wie froh er war, eine Laufbahn im aktiven Dienst abgelehnt zu haben.

»Mein Arbeitsplatz in der Logistik war zwar wenig aufregend, um nicht zu sagen langweilig, aber wenigstens konnte ich ruhig schlafen. Aber natürlich sind wir im Rückblick alle schuldig gewesen«, hatte er hinzugesetzt, reuevoll und offensichtlich betroffen von der Erinnerung.

In einer spontanen Gefühlsaufwallung war sie ihm um den Hals gefallen. Sie glaubte ihm. Er hatte keinen Grund mehr, etwas zu verbergen. Im Gegenteil. In ihr kroch die unbehagliche Vorstellung hoch, wie sie wohl selbst geworden wäre, wäre sie in der Schwarzen Zeit aufgewachsen. Diese Erkenntnis half ihr, ihn und seine Generation zumindest ansatzweise zu verstehen. Er hatte inmitten jener Gesellschaft gelebt und war den Vorurteilen von klein auf ausgesetzt gewesen. Warum er den Polizeidienst gewählt hatte, war ihr nicht klargeworden. Es war ihr auch nicht mehr wichtig. Jetzt hatte er ihr gezeigt, dass er fähig war, seine Rolle kritisch zu sehen. Das war ihr genug. Sie hatte den Vater wiedergewonnen, der er einst für die kleine Lisa gewesen war. Groß, stark, beschützend und immer ehrlich zu ihr, und es hatte



Stefanie Gercke

Schwarzes Herz

Roman

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Broschur, 784 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-453-40636-0

Heyne

Erscheinungstermin: November 2010

Der neue große Afrika-Roman von Stefanie Gercke

Die kritische TV-Journalistin Lisa Darling gilt in Südafrika als das »Gewissen der Nation«. Ihre Welt droht zusammenzubrechen, als der Verdacht aufkommt, dass ihr Vater zur Zeit der Apartheid bei der Geheimpolizei war. Lisa, die ihren Vater über alles liebt, will die Wahrheit herausfinden... und macht eine grausame Entdeckung.

Das moderne Südafrika und die Schatten der Vergangenheit: ein epischer Afrika-Roman, wie ihn nur Stefanie Gercke so authentisch schreiben kann.



[Der Titel im Katalog](#)